

INGEBORG BACHMANN
UND HANNAH ARENDT
UNTER MÖRDERN UND IRREN

Von Marie Luise Wandruszka (Bologna)

Keine Lebensweisheit, keine Analyse, kein Resultat, kein noch
so tief sinniger Aphorismus kann es an Eindringlichkeit und
Sinnfülle mit der recht erzählten Geschichte aufnehmen.

HANNAH ARENDT

I.

Bachmanns Erzählung ›Unter Mördern und Irren‹ handelt nicht direkt von den furchtbarsten Jahren, von der Naziherrschaft, von der Shoa, doch bildet all dies den Hintergrund für einen ganz bestimmten Moment: Wenn die ehemaligen Opfer und die ehemaligen Henker oder Mitläufer daran gehen, österreichische Gesellschaft und Staat aufzubauen und eine ungute Allianz zwischen wichtigen Teilen dieser beiden Gruppen entsteht, die das öffentliche Erzählen des gerade Vergangenen verhindert. Es ist dies eine Situation, die die junge Bachmann als die leidenschaftlich politisch interessierte Intellektuelle, die sie war, selbst im Nachkriegswien erlebt hatte¹⁾, und die sie nun – die Erzählung erscheint 1961 – versucht zu rekonstruieren, als „eine Geschichte unter vielen Geschichten“, wie Hannah Arendt sagen würde.²⁾

„Ich habe nie daran gezweifelt, dass es jemand geben müsse, der ist, wie Sie sind, aber nun gibt es Sie wirklich, und meine ausserordentliche Freude darüber wird immer anhalten“ – so Ingeborg Bachmann in einem Brief an Hannah Arendt vom 16. August 1962, nach einem Treffen in New York im Juni desselben Jahres. Die Bachmann hofft auf eine neuerliche Zusammenkunft, von der aber, so Sigrid Weigel, „nichts bekannt“ ist, und die wahrscheinlich wegen persönlicher Schwierigkeiten beider – Nebeneffekte der Trennung Bachmanns von Max Frisch und

¹⁾ Siehe dazu HANS HÖLLER, Ingeborg Bachmann (= rororo-Monographie), Reinbek bei Hamburg 1999, S. 40–56.

²⁾ HANNAH ARENDT, Gedanken zu Lessing. Von der Menschlichkeit in finsternen Zeiten (= Lessingpreis-Rede 1959), in: HANNAH ARENDT, Menschen in finsternen Zeiten, hrsg. von URSULA LUDZ, München und Zürich 1989, S. 17–48, hier: S. 38. Auch das Exergo findet sich dort.

Krankheit von Arendts Mann Heinrich Blücher – nicht zustande kam. In diesem Brief fragt Bachmann auch nach Arendts Eichmann-Buch, sie wird dann von dieser Piper als Übersetzerin von ›Eichmann in Jerusalem‹ vorgeschlagen, doch Ingeborg Bachmann lehnt wegen unzureichender Englischkenntnisse ab.³⁾

Obwohl sich die zwei Frauen also nie mehr gesehen haben, gibt Bachmanns Bibliothek – in der sich, Robert Pichl zufolge, ›Rahel Varnhagen‹ (1959), ›Die Ungarische Revolution und der totalitäre Imperialismus‹ (1959), ›Über die Revolution‹ (1963), ›Vita activa oder Vom tätigen Leben‹ (o. J.), ›Wahrheit und Lüge in der Politik‹ (1972) finden⁴⁾ – Aufschluss über ein anhaltendes Interesse an Arendts Denken. Wenn wir dazu einige Texte Bachmanns lesen, die *vor* dem New Yorker Treffen entstanden sind, dann wird die im Brief ausgedrückte große Freude verständlich. Es gab da wirklich eine sehr starke intellektuell-politische Wahlverwandtschaft.

Diese möchte ich nun versuchen zu konkretisieren, anhand eines Vergleich der Erzählung ›Unter Mördern und Irren‹, an der Bachmann noch 1960 arbeitete, und des Fragments ›Auf das Opfer darf sich keiner berufen‹, das sehr wahrscheinlich während derselben Zeit entstanden ist, mit einigen Gedanken Hannah Arendts, die diese in Texten der Jahre 1945–1960 formulierte und dann in ›Eichmann in Jerusalem‹ entwickelte.

2.

Die Erzählung ›Unter Mördern und Irren‹ spielt in Wien: „Wir sind in Wien, mehr als zehn Jahre nach dem Krieg. „Nach dem Krieg“ – dies ist die Zeitrechnung.“⁵⁾ Das „wir“ ist eine Männer-Gruppe, die sich jeden Freitagabend im Kronenkeller trifft, um zu trinken, rauchen und reden, was, wie zu Beginn der Erzählung hervorgehoben wird, eine generelle Praxis der „Männer“ ist, auf die ihre an Haus und Kind gebundenen Frauen mit Ressentiment reagieren:

Mit den Gefühlen des Opfers lagen die Frauen da, mit aufgerissenen Augen in der Dunkelheit, voll Verzweiflung und Bosheit. Sie machten ihre Rechnungen mit der Ehe, den Jahren und dem

³⁾ Eine Fotokopie des Briefes findet man in BARBARA HAHN, MARIE LUISE KNOTT (Hrsgg.), Hannah Arendt – „Von den Dichtern erwarten wir die Wahrheit“. Ausstellung Literaturhaus Berlin, Berlin 2007, S. 107. – Alle anderen Informationen zur Bekanntschaft Bachmann-Arendt entnehme ich SIGRID WEIGEL, Ingeborg Bachmann. Hinterlassenschaften unter Wahrung des Briefgeheimnisses, Wien 1999, S. 462–464. – Andreas Stuhlmann geht anhand von Bachmanns Funkessay über Proust (1958) und ihrer Kriegsblinden-Rede (1959) den Korrespondenzen mit den gleichzeitigen Werken Hannah Arendts (vor allem der Lessingpreis-Rede von 1959) nach. ANDREAS STUHLMANN, „Tapferkeit vor dem Freund“. Zu Korrespondenzen im Schreiben Ingeborg Bachmanns und Hannah Arendts, in: Andreas Stuhlmann (Hrsg.), *Language – Text – Bildung*, Frankfurt/M. u. a. 2005, S. 103–122.

⁴⁾ WEIGEL, Ingeborg Bachmann (zit. Anm. 3), S. 464, Anm.

⁵⁾ INGEBORG BACHMANN, *Unter Mördern und Irren*, in: CHRISTINE KOSCHEL, INGE VON WEIDENBAUM, CLEMENS MÜNSTER (Hrsgg.), *Ingeborg Bachmann, Werke*, München und Zürich 1978, Band 2, S. 159–186, hier: S. 159. (Im Folgenden zitiert mit Sigle MI plus Seitenangabe.)

Wirtschaftsgeld, manipulierten, verfälschten und unterschlugen. [...] Und im ersten Traum ermordeten sie ihre Männer, ließen sie sterben an Autounfällen, Herzanfällen und Pneumonien [...]. Sie weinten um ihre ausgefahrenen Männer und beweinten endlich sich selber. Sie waren angekommen bei ihren wahrhaftigsten Tränen. (MI 160)

Die Frauen fühlen sich als Opfer, sind boshaft und verzweifelt, während die Männer, „auf ihrer eigenen Spur“ (MI 159), ihnen und den Familien entfliehen: „Wir [...] jagen das Beste, was wir verloren haben, wie ein Wild“. ⁶⁾ Diese gegensätzlich/komplementäre Anfangskonstellation von weiblich-familiärer privater Welt und männlichem Reden und Meinen ist m. E. politisch relevanter als manch ein Interpret es wahrhaben will, sie ist dies, wie wir sehen werden, in einem Hannah Arendt verwandten Sinne.

Die Gruppe besteht aus fünf älteren Männern (Haderer, Bertoni, Ranitzky und Hutter sind Ex-Nazis, oder zumindest Mitläufer, Mahler dagegen „hatte das Gedächtnis eines gnadlosen Engels, zu jeder Zeit erinnerte er sich; er hatte einfach ein Gedächtnis, keinen Haß, aber eben dies unmenschliche Vermögen, alles aufzubewahren und einen wissen zu lassen, daß er wußte“, MI 167), zwei jüngeren (das Ich und Friedl) und zwei Juden, die aber an diesem Karfreitagabend abwesend sind, denn Steckel ist „wieder einmal“ krank und Herz ist in London, „um seine endgültige Rückkehr nach Wien vorzubereiten“ (MI 161).

Aufgrund der Abwesenheit der beiden Juden, „vielleicht aber auch nur, weil das Gespräch einmal wahr werden mußte“, beherrschen an diesem Abend Haderer und Hutter das Gespräch, und sie sprechen vom Krieg, sie „tauchten ein in die Erinnerung an den Krieg, sie wühlten in der Erinnerung“ (MI 161), und Haderer verkündet schließlich: „Ich möchte nichts missen, diese Jahre nicht, diese Erfahrungen nicht“ (MI 169). Für beide ist der Krieg ein Faszinosum, etwas was in Gegenwart der ehemaligen Opfer, der zwei Juden, nicht zu Wort kommen konnte. Beider Identität ist aber nun, im Nachkriegs-Wien, nicht mit ihren Kriegstaten in Einklang zu bringen. Ebenso wenig, wenn auch spiegelbildlich verkehrt, wie die des nun kaltblütigen Mahler, der im ersten Weltkrieg nach zwei Selbstmordversuchen in die Nervenheilanstalt eingeliefert wurde:

Alle operierten sie also in zwei Welten und waren verschieden in beiden Welten, getrennte und nie vereinte Ich, die sich nicht begegnen durften. Alle waren betrunken jetzt und schwadronierten und mußten durch das Fegefeuer, in dem ihre unerlösten Ich schrienen, die liebenden, sozialen Ich mit Frauen und Berufen, Rivalitäten und Nöten aller Art. (MI 171f.)

Diese (anstrengende) bürgerlich-familiäre Existenz – zu der auch die „Schlafzimmergruft“ gehört, das „Gefängnis“, „in das wir doch jedes Mal erschöpft und friedfertig zurückkehrten, als hätten wir unser Ehrenwort gegeben“ (MO 161) – hat ihre notwendige Kehrseite in dem fürchterlichen (und faszinierenden) Irrsinn des Krieges. Das Zusammenspiel dieser beiden getrennten Welten strukturiert die Erzählung. Nur der dazustößende „Mörder“, ein Patient Mahlers – „sein Blick war kalt und tot“ (MI 179) – durchbricht auf radikal-paradoxe Weise diese binäre

⁶⁾ Ebenda.

Struktur, indem er seine Geschichte erzählt, die Geschichte eines Mörders, der auf der Suche nach einem Opfer für seine Hass, gerade im Krieg, in Montecassino, niemanden „ermorden“ kann:

Die anderen hatten es leicht, sie erledigten ihr Pensum, sie wußten meist nicht, ob sie jemand getroffen hatten und wie viele, sie wollten es auch nicht wissen. Diese Männer waren ja keine Mörder, nicht wahr?, die wollten überleben oder sich Auszeichnungen verdienen, sie dachten an ihre Familien oder an Sieg und Vaterland, im Augenblick übrigens kaum, damals kaum mehr, sie waren ja in der Falle. (MI 184)

3.

Diese normalen Familienväter verwendeten, um besser morden zu können, eine „blumige“, *das heißt* eine bürokratisierte Sprache: „Ausradieren, aufreiben, ausräuchern“ (MI 183), und entsprechen damit exakt dem Phänomen, das Hannah Arendt schon in einem in den letzten Kriegsmonaten verfassten Artikel mit dem Titel ›Organisierte Schuld‹ beschrieben hatte. Dort kritisierte Hannah Arendt die „Kollektivschuldthese“ – diese wäre paradoxerweise ein Sieg der nationalsozialistischen Propaganda, die das ganze deutsche Volk mit den Nazis identifizierte – indem sie die Analyse auf eine „moderne internationale Erscheinung“ erweitert, die Verwandlung des „treusorgenden Hausvaters“, „der um nichts so besorgt war wie Sekurität“, in den „modernen Massenmenschen“, der die „Zweiteilung von Privat und Öffentlich, von Beruf und Familie“ so weit getrieben hat, dass er um dieser Sicherheit, „um der Pension, der Lebensversicherung, der gesicherten Existenz von Frau und Kindern“ willen, bereit war „Gesinnung, Ehre und menschliche Würde preiszugeben. [...] Die einzige Bedingung, die er von sich aus stellte, ist, daß man ihn von der Verantwortung für seine Taten radikal freisprach“.

Diesen neuen Typus Mensch verkörpert Hannah Arendt zufolge der Organisator der Massenmordmaschine Heinrich Himmler, der, im Unterschied zu Göbbels, Streicher, Göring oder Hitler, „mit allen Gewohnheiten des guten Familienvaters, der seine Frau nicht betrügt und für seine Kinder eine anständige Zukunft sichern will“ versehen, ebensolche Mitarbeiter brauchte, die, keine geborenen Mörder oder Sadisten, sich, „nachdem sie Gott nicht mehr fürchteten und ihr Gewissen ihnen durch den Funktionscharakter ihrer Handlungen abgenommen war, nur noch ihrer Familie verantwortlich“ fühlten. „Dieser Spießler ist der moderne Massenmensch, betrachtet nicht in seinen exaltierten Augenblicken in der Masse, sondern im sicheren oder vielmehr heute so unsicheren Schutz seiner vier Wände“.7)

In Bachmanns Erzählung geht es um Krieg, die Vernichtungslager bleiben im Hintergrund, doch die radikale „Zweiteilung von Privat und Öffentlich, von Beruf und Familie“8) bildet die Voraussetzung für das Eintauchen in die Erinnerung an

7) HANNAH ARENDT, Organisierte Schuld, in: DIES., In der Gegenwart. Übungen im politischen Denken II, hrsg. von URSULA LUDZ, München und Zürich 2000, S. 26–37, die Zitate befinden sich auf S. 33ff.

8) Ebenda, S. 36.

die „exaltierten Augenblicke“. Und nicht nur das. Diese Zweiteilung betrifft die ehemaligen Soldaten, die vor ihren Familien fliehen, um sich nostalgisch in den Krieg zurück zu versetzen, aber auch den jungen Friedl, der als Entschuldigung für die sehr wahrscheinlichen zukünftigen Kompromisse mit dem auf falschen Versöhnungen und ungebrochenen Seilschaften beruhenden System Haderers seine Familie und seine drei Kinder anführt.

4.

Ein zentraler Moment der Erzählung ist der Dialog zwischen Ich und Friedl, die sich angewidert in den Waschraum des Kronenkellers geflüchtet hatten. Das Ich überlegt: „Damals, nach 45, habe ich auch gedacht, die Welt sei geschieden, und für immer, in Gute und Böse, aber die Welt scheidet sich jetzt schon wieder und wieder anders“ (MI 173). Die Antwort, die der Bruder von Herz in London Friedl gegeben hatte – „Ich werde dieses Land nie mehr betreten. Ich werde nicht unter die Mörder gehen“ (MI 176) – überzeugt das Ich nicht:

„Ich verstehe es, ich verstehe ihn sogar besser als Herz. Obwohl –“, sagte ich langsam, „so geht es eigentlich auch nicht, nur eine Weile, nur so lange das Ärgste vom Argen währt. Man ist nicht auf Lebenszeit Opfer. So geht es nicht.“ (MI 176)

Hannah Arendt wäre sicherlich mit diesem Zweifel einverstanden, und zwar in zwei Richtungen: Erstens weigert sie sich zu glauben, dass die Verbrechen der Nationalsozialisten nur etwas Deutsches seien. Gerade ihre Analyse des modernen Massenmenschen führt zu der Mahnung: „Wir täten gut daran, ihn nicht im blinden Vertrauen, daß nur der deutsche Spießier solch furchtbarer Taten fähig ist, allzusehr in Versuchung zu führen.“⁹⁾ Wenn sie Deutsche traf, welche erklärten, dass sie sich schämten, Deutsche zu sein, hat sie sich immer versucht gefühlt, ihnen zu antworten: „daß ich mich schämte, ein Mensch zu sein“. Für sie ist die Tatsache zentral, dass diese „grundsätzliche Scham, die heute viele Menschen der verschiedensten Nationalitäten miteinander teilen [...] bislang politisch in keiner Weise produktiv geworden“ ist.¹⁰⁾ An diesem Punkt müsste man ansetzen, denn diese Idee der Menschheit,

gereinigt von aller Sentimentalität, hat politisch die sehr schwerwiegende Konsequenz, daß wir in dieser oder jener Weise die Verantwortung für alle von Menschen begangenen Verbrechen, daß die Völker für alle von Völkern begangenen Untaten die Verantwortung werden auf sich nehmen müssen.¹¹⁾

Zweitens postuliert Hannah Arendt, genau wie Ingeborg Bachmann, eine radikale Zäsur zwischen dem während „das Ärgste vom Argen währt“ angemessenen Verhalten, und dem danach notwendigen. Ein Text, in dem diese Unterscheidung

⁹⁾ Ebenda, S. 35.

¹⁰⁾ Ebenda, S. 36.

¹¹⁾ Ebenda, S. 37.

definiert wird, ist die Rede zur Verleihung des Lessing-Preises vom Jahr 1959. Hannah Arendt führt dort ein sehr konkretes Beispiel an:

So wäre es unter den Verhältnissen des Dritten Reiches im Falle einer Freundschaft zwischen einem Deutschen und einem Juden nicht ein Zeichen von Menschlichkeit gewesen, wenn die Freunde gesagt hätten: Sind wir nicht beide Menschen? Damit wären sie der Wirklichkeit und der ihnen damals gemeinsamen Welt bloß ausgewichen; sie hätten sich nicht in der Verborgenheit und auf der Flucht vor ihr gegen sie gestellt. Im Sinne einer Menschlichkeit, welche die Wirklichkeit nicht wie den Boden unter den Füßen verloren hat, nämlich einer Menschlichkeit inmitten der Wirklichkeit der Verfolgung, hätten sie schon sagen müssen: ein Deutscher und ein Jude, und Freunde. Wo immer aber eine solche Freundschaft damals (natürlich nicht etwa heute!) gelang und in Reinheit, das heißt ohne falsche Schuldkomplexe auf der einen und ohne falsche Überheblichkeit oder Minderwertigkeitskomplexe auf der anderen Seite, durchgehalten wurde, war in der Tat ein Stück Menschlichkeit in einer unmenschlich gewordenen Welt verwirklicht worden.¹²⁾

Die mit einem Rufzeichen versehene Parenthese – „(natürlich nicht etwa heute!)“ – mahnt zur Vorsicht. Vor einer Fixierung auf ethnische Identitäten, vor der ja schon in ›Organisierte Schuld‹ gewarnt wurde, aber auch vor eventuellen opportunistischen „Freundschaften“ zwischen einem „Juden“ und einem „Deutschen“ in der Nachkriegszeit, wie, in Bachmanns Erzählung, die von Haderer oder Ranitzky zur Schau gestellte „Freundschaft“ mit Herz, und vielleicht auch vor einer „falsche(n) Überheblichkeit“, wie die des in London bleibenden Bruders von Herz.

Damit kehren wir zum Kern der Erzählung zurück, zur erregten Diskussion zwischen Ich und Friedl im Waschraum. Sie waren vor den nostalgischen und begeisterten Reden Haderers und Hutters geflohen und fragen sich nun, warum sie wohl an diesen Abenden teilnehmen. Das Ich meint dazu:

Ich denke, daß wir alle miteinander leben müssen und nicht miteinander leben können. In jedem Kopf ist eine Welt und ein Anspruch, der jede andere Welt, jeden anderen Ausspruch ausschließt. Aber wir brauchen einander alle, wenn je etwas gut und ganz werden soll. (MI 174)

Dieser Wunsch nach Güte und Ganzheit ist von Craig Decker als Zeichen einer Suche nach Einheit und Stabilität um jeden Preis gelesen worden, was die Kompromisspolitik der Großen Koalition im Nachkriegsösterreich widerspiegeln würde: „the narrator’s professed desire to make things “good and whole” is formally identical to the politics of the *Stammtisch* and the Grand Coalition which seeks unity and stability at all costs.“¹³⁾ Doch das erzählende Ich ist überhaupt nicht kompromisslerisch, im Gegenteil. Es kritisiert ja die vorschnell wiederauflebende Freundschaft von Juden wie Herz mit den Ex-Nazis: „Weil er mitverhindert, daß wir mit ihm und noch ein paar anderen an einem anderen Tisch sitzen können“ (MI 175).

¹²⁾ ARENDT, Gedanken zu Lessing (1959) (zit. Anm. 2), S. 39f.

¹³⁾ CRAIG DECKER, „wenn je etwas gut und ganz werden soll“; Bachmanns ›Unter Mördern und Irren‹ and the Political Culture of the *Stammtisch*, in: *Modern Austrian Literature* 29 (1996), Nr. 3–4, S. 43–56, hier: S. 50.

Der Satz „wir brauchen einander alle, wenn je etwas gut und ganz werden soll“ beinhaltet m. E. keine Sehnsucht nach einem Kompromiss, sondern einen politischen Vorschlag. Um Österreich sozial und politisch zu sanieren, müssten *alle* – die ehemaligen Nazis, die aus dem Exil Zurückkehrenden, und die Antinazis wie Mahler – die Kraft aufbringen, miteinander über das zu reden, was in den „finsternen Zeiten“ geschehen ist, anstatt es möglichst schnell zu vergessen. (Ich glaube, dass Ingeborg Bachmann die Idee der ›Kommissionen zur Wahrheitsfindung und Versöhnung‹, die Nelson Mandela und Desmond Tutu in Südafrika eingeführt haben, gefallen hätte).¹⁴⁾

Doch die Kraft, um diese offene Diskussion voranzutreiben, scheint in Österreich niemand gehabt zu haben. Und auch die zwei jungen Männer der Bachmann'schen Erzählung haben sie nicht. Ihr Gespräch konzentriert sich auf den Opferbegriff. Die Opfer (Friedls Großvater war ein Opfer der Monarchie, der Vater eines des klerikal-faschistischen Dollfußregimes, die Brüder wurden im Krieg als Deserteure erschossen) scheinen die einzige Orientierungshilfe zu sein. Doch so ist es dann doch nicht, denn wenn man auch „immer nur auf Seiten der Opfer“ sein kann, so ergibt das nichts, „sie zeigen keinen Weg“ (MI 177). Friedl ist mit Moral nicht geholfen:

Wer weiß denn hier nicht, daß man nicht töten soll?! Das ist doch schon zweitausend Jahre bekannt. Ist darüber noch ein Wort zu verlieren? Oh, aber in Haderers letzter Rede, da wird noch viel darüber geredet, da wird das geradezu erst entdeckt, da knäuelte er in seinem Mund Humanität, bietet Zitate aus den Klassikern auf, bietet die Kirchenväter auf und die neuesten metaphysischen Plattitüden. (MI 177f.)

Der moralphilosophische Diskurs ist der Situation gänzlich unangemessen. Die Unfähigkeit des „Mörders“, des Patienten Mahlers, als Soldat zu töten, war nicht in seiner Moral begründet, er war nicht ethischer als die anderen, er war nur anders, d. h. er gründete seine Handlungen auf sein Vorstellungsvermögen, und unter den „Russen“ konnte er sich „überhaupt nichts vorstellen“ – „Und man muß sich doch etwas vorstellen können“ (MI 185).

Dem von Hannah Arendt analysierten Adolf Eichmann ging genau diese Eigenschaft, das Vorstellungsvermögen, gänzlich ab:

Er hat sich [...], um in der Alltagssprache zu bleiben, niemals vorgestellt, was er eigentlich anstellte. Es war genau das gleiche mangelnde Vorstellungsvermögen, das es ihm ermöglichte, viele Monate hindurch einem deutschen Juden im Polizeiverhör gegenüberzusitzen, ihm sein Herz auszuschütten und ihm wieder und wieder zu erklären, wie es kam, daß er es in der SS nur bis zum Obersturmbannführer gebracht hat und daß es nicht an ihm gelegen habe, daß er nicht vorankam. [...] er war nicht dumm. Es war gewissermaßen schiere Gedankenlosigkeit – etwas, was mit Dummheit keineswegs identisch ist – [...]. Daß eine solche Realitätsferne und Gedankenlosigkeit in einem mehr Unheil anrichten können als alle die dem Menschen vielleicht

¹⁴⁾ ANDREW O'HAGAN, Südafrika. Perdonare per non dimenticare, in: Internazionale 5 (1997), Nr. 211, S. 17–24.

innewohnenden bösen Triebe zusammengenommen, das war in der Tat die Lektion, die man in Jerusalem lernen konnte.¹⁵⁾

Am Ende der Erzählung hört der „Mörder“, der während des Krieges in einer Nervenheilanstalt „geheilt“ wurde, also nicht mehr von der Obsession besessen war, jemanden zu töten, im Nebenzimmer ehemalige Frontkämpfer Kriegslieder grölen. Er steht auf und geht zu ihnen. Weder der Erzähler, noch der Arzt Mahler halten ihn auf, und der „Mörder“ wird von den betrunkenen Heimkehrern getötet. Dieser verhinderte Mörder ist natürlich eine paradoxe Gestalt, „grotesk“ nennt sie zu Recht Andrea Stoll¹⁶⁾, fast eine Allegorie, deren Funktion darin besteht, die Normalität der anderen, der wirklichen, der „gesunden“ Mörder darzustellen. In seinem ansonsten sehr interessanten und reichhaltigen Buch ›NS-Zeit und literarische Gegenwart bei Ingeborg Bachmann‹ macht Holger Gehle aus dem Patienten Mahlers einen „deutschen Mörder“, der dazu diene, das Kriegsende (und das Ende von Auschwitz) zu metaphorisieren, was „historisch und moralisch fragwürdig“ sei¹⁷⁾.

Die logische Struktur der Erzählung ist, daß unter Abwesenheit der von den Nazis zur Opferung vorgesehenen Juden die Wahrheit des deutschen Kollektivs zu Tage tritt: als Wille zur Selbsterstörung, weil die vollendete Mordung der *anderen* geschichtlich verhindert wurde. Der deutsche Mörder ‚konnte‘ nicht mehr schießen.¹⁸⁾

Doch der „Mörder“ ist keine Metapher, und er ist sicherlich nicht Teil des „deutschen Kollektivs“ (das ja auch überhaupt nicht selbstzerstörerisch ist, sondern ganz gemütlich karrieristisch). Er ist das groteske Gegenteil zu Haderer & Co, und dient dazu, ganz im Sinne Hannah Arendts, die Normalität der realen Mörder zu unterstreichen.

Nachhause zurückgekehrt entdeckt das Ich Blutspuren an seiner Hand:

Ich erschauerte nicht. Mir war, als hätte ich durch das Blut einen Schutz bekommen, nicht um unverwundbar zu sein, sondern damit die Ausdünstungen meiner Verzweiflung, meiner Rachsucht, meines Zorns nicht aus mir dringen konnten. Nie wieder. Nie mehr. Und sollten sie mich verzehren, diese hinrichtenden Gedanken, die in mir aufgestanden waren, sie würden niemanden treffen, wie dieser Mörder niemand gemordet hatte und nur ein Opfer war – zu nichts. Wer aber weiß das? Wer wagt das zu sagen? (MI 186)

¹⁵⁾ HANNAH ARENDT, Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen, aus dem Amerikanischen von BRIGITTE GRANZOW, mit einem einleitenden Essay von HANS MOMMSEN, München und Zürich 1986, S. 56f. – Zur politischen Bedeutung der Vorstellungskraft im Denken Hannah Arendts siehe die Einleitung von PAOLO COSTA zu dem von ihm herausgegebenen Band HANNAH ARENDT, *Antologia. Pensiero, azione e critica nell'epoca dei totalitarismi*, Milano 2006, S. XXIX–XXXVII.

¹⁶⁾ ANDREA STOLL, Erinnerung und Schreibprozess. Zur ästhetischen Relevanz subjektiver und kollektiver Erinnerungsformen im Werk Bachmanns, in: DIRK GÖTTSCHE und HUBERT OHL (Hrsgg.), *Ingeborg Bachmann – Neue Beiträge zu ihrem Werk. Internationales Symposium*, Münster 1991, S. 225–238.

¹⁷⁾ HOLGER GEHLE, NS-Zeit und literarische Gegenwart bei Ingeborg Bachmann, Wiesbaden 1995, S. 157f., Anm. 158.

¹⁸⁾ Ebenda, S. 157f.

Der Tod des „Mörders“ wird vom Ich als Mahnung aufgefasst, die „hinrichten-den Gedanken“, seinen Wunsch, als Rächer aufzutreten zu unterdrücken. Doch was das Ich denkt ist nicht der einzige Sinn der Erzählung. An der Formulierung „Und sollten sie mich verzehren, diese hinrichtenden Gedanken“ fällt allen Interpreten (auch Decker und Gehle) zu Recht die Repression auf, die Unmöglichkeit, einen offenen Konflikt als Vorbedingung einer lebendigen politischen Öffentlichkeit hervortreten zu lassen.

Haderer, Bertoni, Ranitzky halten sich im Alltag zwielfichtig versteckt. „Ganz deutlich wurde es nie, wie Haderer eigentlich darüber und über noch anderes dachte“ (MI 162). Bertoni: „Er setzte seine Sätze vorsichtig. Was er dachte, wußte niemand“ (MI 165). Ranitzky: „Mit einem eilfertigen Gesicht, dem Schöntuergesicht, das schon nicken wollte, ehe jemand Zustimmung erwartete“ (MI 166).

Nur der „Mörder“ handelt in dieser trüben Atmosphäre und ist deshalb eben nicht, wie das Ich denkt, „nur ein Opfer“. Er geht offensichtlich zu den randalierenden Frontsoldaten und sagt ihnen seine Meinung. Er macht alleine, was die Männergruppe gemeinsam auf produktivere Weise hätte machen können, wenn sie nicht von Haderers Opportunismus und dem unpolitischen Versöhnungswillen des abwesenden Herz schon von Anfang an gelähmt gewesen wäre (man kann aber auch an eine generell antikommunistische, durch den kalten Krieges begünstigte Übereinstimmung zwischen Haderer und Herz denken). Wo der Raum für politisches Handeln verschlossen ist, bleibt nur die demonstrativ-selbsterstörerische Geste, wie jenes „Es lebe der König“ von Lucile in Büchners ›Dantons Tod‹, das so sehr Bachmanns Freund Paul Celan faszinierte.¹⁹⁾

5.

Dass die zwei Fragen, die die Erzählung abschließen – „Wer aber weiß das? Wer wagt das zu sagen?“ – nicht eine bei oberflächlicher Lektüre sich anbietende Glorifizierung des Opfers beinhalten, dass das „wer wagt das zu sagen“ sich wortwörtlich auf das „zu nichts“-Sein des Opfers bezieht, das beweist das gleichzeitig mit der Erzählung verfasste Fragment ›Auf das Opfer darf sich keiner berufen‹. Hier „wagt“ Ingeborg Bachmann, hier „weiß“ sie etwas, was besonders für sie, deren Vater schon 1932 in die damals illegale NSDAP eingetretenen war²⁰⁾, schwer auszusprechen war, und was nur Hannah Arendt in denselben Jahren wagte, wusste und aussprach. Was aber für den in der Erzählung dargestellten kommunikativ-politischen Engpass von zentraler Bedeutung war und vielleicht heute noch ist.

Es ist nicht wahr, daß die Opfer mahnen, bezeugen, Zeugenschaft für etwas ablegen, das ist eine der furchtbarsten und gedankenlosesten, schwächsten Poetisierungen.

¹⁹⁾ PAUL CELAN, Der Meridian. Rede zur Verleihung des Büchner-Preises 1960, in PAUL CELAN, Gesammelte Werke in fünf Bänden, hrsg. von BEDA ALLEMANN und STEFAN REICHERT unter Mitwirkung von ROLF BÜCHER, Frankfurt/M. 1983, Bd. 3, S. 187–202.

²⁰⁾ Siehe HÖLLER, Ingeborg Bachmann (zit. Anm. 1), S. 25.

Aber der Mensch, der nicht Opfer ist, ist im Zwielficht, er ist die zwielfichtige Existenz par excellence, auch der beinahe zum Opfer gewordene geht mit seinen Irrtümern weiter, stiftet neue Irrtümer, er ist nicht „in der Wahrheit“, er ist nicht bevorzugt. Auf das Opfer darf sich keiner berufen. Es ist Mißbrauch. Kein Land und keine Gruppe, keine Idee, darf sich auf ihre Toten berufen.

Aber die Schwierigkeit, das auszudrücken! Manchmal föhl ich ganz deutlich die eine oder andere Wahrheit aufstehen und föhle, wie sie dann niedergetreten wird in meinem Kopf von anderen Gedanken oder föhle sie verkümmern, weil ich mit ihr nichts anzufangen weiß, weil sie sich nicht mitteilen läßt, ich sie nicht mitzuteilen verstehe oder weil gerade nichts diese Mitteilung erfordert, ich nirgends einhaken kann und bei niemand.²¹⁾

Es ist sehr verständlich, dass Ingeborg Bachmann, als sie Hannah Arendt traf, denken konnte, endlich jemand gefunden zu haben, bei dem sie „einhaken“ konnte. Und das zweifach. Zum Ersten findet Bachmann mit Arendt eine Denkerin, die wie sie davon überzeugt war, dass das eben davongekommene Opfer nicht schon deshalb die politische Situation richtig einschätzt: „es ist nicht ›in der Wahrheit‹“. Das wusste Hannah Arendt schon vor Kriegsende. Und das ist besonders interessant, weil sie selbst – wie Brecht, der ähnliche Ansichten vertrat und wie Thomas Mann, der dagegen die von ihr kritisierte Position einnahm – zu dieser Gruppe der aus Deutschland Geflüchteten gehörte:

Daß die aus Deutschland Geflüchteten, welche entweder das Glück hatten, Juden zu sein oder rechtzeitig von der Gestapo verfolgt zu werden, von dieser Schuld [Teil des deutschen Volkes zu sein, M. L. W.] bewahrt worden sind, ist natürlich nicht ihr Verdienst. Weil sie dies wissen und weil sie noch nachträglich ein Grauen vor dem Möglichen packt, bringen gerade sie in alle derartigen Diskussionen jenes unerträgliche Element der Selbstgerechtigkeit, das schließlich, bei Juden vor allem, nur in der vulgären Umkehr der Nazidoktrinen über sie selbst enden kann und ja auch längst geendet hat.²²⁾

In Hannah Arendt konnte Ingeborg Bachmann eine Frau finden, die sich im Angesicht der Verbrechen der Nationalsozialisten nicht mit ihrer Dämonisierung oder der der Deutschen tröstete, wie so viele Intellektuelle, sondern die über die Gründe des ethisch-politischen Niedergangs der Massen als Vorbedingung totalitärer Regime reflektierte. Und zu diesen Gründen rechnete sie auch die Privatisierung des Alltags, das Desinteresse für das Allgemeine, den Rückzug in die Familie. Den fremden Blick auf letztere teilt sie mit Ingeborg Bachmann. Und dies irritiert heute noch viele Kritiker, sowohl der Bachmann als auch der Arendt. Denn es fällt schwer, eine Gleichsetzung von Mördern mit fürsorglichen Familienvätern, wie sie ja heute noch und in allen Ländern der Welt existieren, zu akzeptieren. Doch gerade dieser normale Massenmensch – „der nicht Opfer ist“ oder der „beinahe zum Opfer“ geworden ist – ist, Barbara Agnese zufolge, das Ziel der dichterischen Enthüllung der Bachmann, „der normale Mensch, dem die sakrifizielle Logik seines eigenen Verhaltens nicht bewußt ist“.²³⁾

²¹⁾ INEBORG BACHMANN, Kritische Schriften, hrsg. von MONIKA ALBRECHT und DIRK GÖTTSCHE, München 2005, S. 351.

²²⁾ Anmerkung ARENDTS zu ihrem Artikel ›Organisierte Schuld‹ (zit. Anm. 7), S. 418f.

²³⁾ BARBARA AGNESE, Der Engel der Literatur. Zum philosophischen Vermächtnis Ingeborg Bachmanns, Wien 1996, S. 195.

Ingeborg Bachmann reflektiert über den Bezug dieses normalen Menschen zu den Opfern. Sie behauptet apodiktisch, dass das Sich-auf-die-Opfer-berufen ein Missbrauch sei, dass „kein Land und keine Gruppe, keine Idee“, sich „auf ihre Toten“ berufen dürfe. Hannah Arendt kritisiert in ihrem Buch über die ›Banalität des Bösen‹ den „nationalen“ Ansatz des Eichmannprozesses:

Weder im Verfahren noch im Urteil hat der Jerusalemer Prozeß je die Möglichkeit auch nur erwähnt, daß die Auslöschung ganzer Völker – der Juden, der Polen oder der Zigeuner – mehr als ein Verbrechen gegen das jüdische, oder das polnische Volk oder das Volk der Zigeuner sein könnte, daß vielmehr die völkerrechtliche Ordnung der Welt und die Menschheit im ganzen dadurch aufs schwerste verletzt und gefährdet sind.²⁴⁾

Arendt hatte ja, wie wir gesehen haben, schon vor Kriegsende vertreten, dass „die Völker für alle von Völkern begangenen Untaten die Verantwortung werden auf sich nehmen müssen“. Hier wird ein Verhalten vorgeschlagen, das das Gegenteil des von der Bachmann kritisierten „Sicht-Berufens“ ist. Wo das „Sicht-Berufen“ auf identitäre Instanzen verengt, erweitert Arendts Begriff der politischen Verantwortung den Blick auf eine allen gemeinsame Welt.

6.

Doch Ingeborg Bachmann konnte auch noch in Bezug auf eine andere für sie charakteristische Haltung bei Hannah Arendt „einhaken“: In Bezug auf den Appell an den Leser, der nicht nur für diese Erzählung, sondern für ihre ganze Poetik zentral ist. In der Lessingpreis-Rede, die in derselben Zeit entstanden ist, in der Bachmann an ›Unter Mördern und Irren‹ arbeitete, nimmt Hannah Arendt den damals vielgebrauchten Ausdruck „die Vergangenheit bewältigen“ aufs Korn:

Wie schwer es sein muß, hier einen Weg zu finden, kommt vielleicht am deutlichsten in der gängigen Redensart zum Ausdruck, das Vergangene sei noch unbewältigt, und in der gerade Menschen guten Willens eigenen Überzeugung, man müsse erst einmal daran gehen, „die Vergangenheit zu bewältigen“. Dies kann man wahrscheinlich überhaupt mit keiner Vergangenheit, sicher aber nicht mit dieser. Das Höchste, was man erreichen kann, ist zu wissen und auszuhalten, daß es so und nicht anders gewesen ist, und dann zu sehen und abzuwarten, was sich daraus ergibt.²⁵⁾

Möglich und notwendig ist nur ein Erzählen in Form der „wiederholenden Klage“. Diese „löst keine Probleme und beschwichtigt kein Leiden“, doch ist sie die einzige Form, in der wir uns mit der Vergangenheit „abfinden“ können. Eine Erinnerung solcher Art kann erst dann zu Wort kommen „wenn Empörung und gerechter Zorn, die uns zum Handeln antreiben, zum Schweigen kommen“, „wenn das Handeln selbst zum Abschluß gekommen und als eine Geschichte erzählbar geworden ist“. Der Dichter und der Geschichtsschreiber haben „die Aufgaben, dies Erzählen in Gang zu bringen und uns in ihm anzuleiten“, doch ist dies etwas, was wir aus unserem eigenen Leben schon kennen, „denn auch wir haben ja das

²⁴⁾ ARENDT, Eichmann in Jerusalem, (zit. Anm. 15), S. 400.

²⁵⁾ DIES., Gedanken zu Lessing, (zit. Anm. 2), S. 36.

Bedürfnis, „uns das, was in unserem Leben eine Rolle spielte, in die Erinnerung zu rufen, indem wir es nach- und uns vorerzählen. Dadurch bereiten wir das Dichten als eine menschliche Möglichkeit ständig vor“.²⁶⁾

Wo wird nun in ›Unter Mördern und Irren‹, zehn Jahre nach dem Krieg, diese „rückwärts gewendete, erkennende Erinnerung nochmals in der Form des Erleidens“²⁷⁾ erfahren? Die Ex-Nazis am Tisch stürzen sich, dank der Abwesenheit der beiden Juden, mit Genuss in ihre Kriegserinnerungen, und ihr Erzählen wird endlich „wahr“, d. h. es drückt ihre Wünsche und Selbstbilder aus (für Haderer z. B. ist der Krieg ein titanischer Ort, wo er, der in der Gegenwart absolut nicht kühn ist, anscheinend sehr tapfer gewesen ist, MI 171), doch offensichtlich gibt es in dieser Erinnerung weder ein Erleiden noch ein Erkennen. Im Gegenteil, ihre Vorstellungskraft, d. h. ihre Fähigkeit, sich die Folgen ihrer Taten (für die „Feinde“, aber auch für sich selbst) konkret vorzustellen, bleibt ausgeschaltet, sie begeistern sich nur. Mahler, der – nur dem Ich – erzählt hatte, dass er während des Krieges „zwei Selbstmordversuche gemacht und bis zum Ende des Krieges [...] in einer Nervenheilanstalt“ gewesen war (MI 171), kann diese Erfahrung nicht öffentlich machen, er kann nur, mit seinen Zwischenbemerkungen und mit seinen arroganten Blicken zu verstehen geben, dass er sich an alles erinnert und so die Ex-Nazis in eine ängstliche Verlegenheit versetzen. Der „Mörder“ dagegen erzählt kalt und genau seine Lebensgeschichte, doch diese Erzählung schafft keinen gemeinsamen Raum, und es bleibt ihm nur die anarchistische, selbstzerstörerische Tat.

Doch die scharfsichtig mutige Dichterin war fähig, diese zwielichtige historisch-politische Situation so darzustellen, dass – Hannah Arendts *Homage* auf Faulkner auf Ingeborg Bachmann abwandelnd – „eine vorläufig fertige Erzählung“, „ein Welt Ding unter anderen Welt Dingen“ entstehen konnte, das, „die innere Wahrheit des Geschehens so transparent in die Erscheinung brachte, daß man sagen konnte: Ja, so ist es gewesen“.²⁸⁾ Eine Geschichte über das Stocken des erinnernden Erzählens, die dazu auffordert, es fortzusetzen.

²⁶⁾ Ebenda, S. 37.

²⁷⁾ Ebenda, S. 36f.

²⁸⁾ Ebenda, S. 36 und 38.